

Briefwechsel zweier Brüder aus Küsnacht

Gedenkblatt für Gottfried Guggenbühl, 1888–1959

In diesem Jahr hätte der berühmte Küsnachter Historiker Gottfried Guggenbühl seinen hundertsten Geburtstag feiern können. Zum Andenken an ihn sei hier an eine seiner frühesten Publikationen erinnert, mit der er seine engen Beziehungen zu seiner Heimat- und Wohngemeinde Küsnacht eindrücklich dokumentierte. Sie umfasst den erstmals im «Zürcher Taschenbuch» von 1914 veröffentlichten Briefwechsel von Johannes und Gottfried Nussbaumer, den beiden Brüdern von Guggenbühls Grossmutter väterlicherseits, die wie ihr späterer Gatte aus dem Goldbach stammte.

Die von Guggenbühl entdeckten Briefe entstanden zwischen 1845 und 1850, also eigentlichen Umbruchzeiten für die Eidgenossenschaft wie für Europa, und sind dem Umstand zu verdanken, dass der jüngere der beiden Brüder zur Ausbildung in Deutschland weilte und der Kontakt zur Heimat nur schriftlich aufrechterhalten werden konnte. Dabei erwiesen sich die zu Beginn der Korrespondenz noch nicht zwanzigjährigen Jünglinge als ausgesprochen gewandte Stilisten, über deren schneidige Federführung man heute nur staunen kann.

«Ihre Eltern», berichtet der Herausgeber, «lebten als Pächter auf dem Gut, das der Romanist Friedrich Ludwig Keller, das Haupt der liberal-radikalen Partei der dreissig Jahre, in Goldbach-Küsnacht besass und zeitweise auch bewohnte.»

Johannes, 1826 geboren, trat in den Kaufmannsstand ein, wurde Bezirksratschreiber des Bezirks Meilen und 1872 erster Sekretär des Kantonsrats und so Mitarbeiter des damaligen Staatsschreibers Gottfried Keller. Dieser scheint ihn denn auch geschätzt zu haben, liess er sich doch mehrmals von ihm als Gast nach Küsnacht locken, was bei Kellers zurückgezogenem Lebenswandel als hohe Gunst gelten konnte. Wenn es heute im alten Hotel «Sonne» in Küsnacht eine Gottfried-Keller-Stube gibt, so muss das mit diesen Ausflügen des Dichters und dem einen oder andern Besuch in der renommierten Gaststätte erklärt werden.

Weniger beschaulich verlief das kurze Leben des um zwei Jahre jüngeren Bruders Gottfried. Dieser verliess schon nach kurzer Zeit das Küsnachter Seminar, um seinem Mentor Keller, der 1843 als Professor für römisches Recht nach Halle an der Saale berufen wurde, zuerst dahin und später nach Berlin zu folgen. Der grosszügige Mann ermöglichte dem intelligenten und fleissigen Sohn seines Pächters das Studium der Rechte, beherbergte und verköstigte ihn während zweier Jahre in seinem Haus und sah in ihm einen angenehmen Gesprächspartner. Eine einmalige Gelegenheit für den Küsnachter Rebbauernbuben, der nach der Rückkehr in die Schweiz zum Doktor beider Rechte promovierte, dann aber nach einer raschen und steilen Karriere mitten aus seiner Berufstätigkeit heraus vor dem

Meilemer Bezirksgericht einen schnellen Herztod erlitt. Es hiess, quälendes Heimweh habe seine Gesundheit schon früh untergraben.

Auffällig ist bei beiden Brüdern ein entschiedenes Engagement für die schweizerische Heimat. Während Johannes regelmässig über den Zustand des Landes, die Wirren des Sonderbunds und die Neuenburgerfrage berichtet, wobei er sich um ein ausgewogenes Urteil bemühte, vermitteln die Briefe Gottfrieds Einblicke ins monarchische Gesellschaftsleben in Preussen. Er wertet es stets vor dem helvetischen Hintergrund und wird diesem ein beredter Anwalt. Sein Herausgeber Guggenbühl, der Deutschlands Licht- und Schattenseiten ebenfalls als Student selber erfahren hatte, ist ihm darin durchaus geistesverwandt.

Noch als Schüler der Hauptschule der Franckeschen Stiftung berichtet er über ein von einem seiner Professoren erhaltenes Geschenk. Es war Johannes von Müllers Schweizer Geschichte. «Aus ihr lerne ich die Verhältnisse, die Sitten, die Verfassungen der Schweiz aufs allseitigste, gründlichste kennen; aus ihr kennen, was unsere Väter so gross, so gefürchtet, unsterblich gemacht... Gott bewahrt unsern Bund.» Daneben beobachtet er die Preussen mit kritischem Blick. «Sie sind manchmal so dünkelfhaft, so eingebildet auf die paar Reden, die ihre Landstände hervorriefen.»

Um die Heimat ihnen gegenüber besser vertreten zu können, bittet er den Bruder, ihm als «Muster schweizerischer Beredsamkeit» einige politische Reden zu schicken, was dieser denn auch tat, wobei er sie aus Mangel an gedruckten Exemplaren allerdings mühsam von Hand abschreiben musste.

«Seid versichert», antwortet der selbstbewusste Empfänger in seinem Dankesbrief, «ich lasse keinen Anlass vorübergehen, wo ich mit dem gerechten Stolz eines freien Mannes meine Umgebung von den wahren Verhältnissen und der wahren Freiheit meines Vaterlandes unterrichten kann, und der Gedanke ist mir schmeichelhaft, in dem kleinen Kreise, der mich umgibt, zur würdigen Anerkennung meiner Heimat etwas beigetragen zu haben.»

An Irritationen fehlte es freilich nicht, und dass diese ausgerechnet von seinem Wohltäter herrührten, machte ihm Kummer. «Eines aber verlangt Herr Professor von mir oder wünscht es vielmehr: dass ich königlich gesinnt sei. Wie stelle ich mich zu dieser Forderung?»

Der besonnene ältere Bruder liess es nicht an Rückenstärkung fehlen. «Ich meine die Zumutung Herrn Professors, dass Du königlich gesinnt seist. Nicht dass wir uns anmassen, Deine Gedanken zu bevormunden... , aber wir würden es tief bedauern, Dich dem schönen Reich der Freiheit entfremdet zu wissen und zu denken, dass Du an der miserablen Kriecherei serviler Höflinge Wohlgefallen findest.»

Interessant ist, dass das politische Selbstverständnis der beiden Söhne sich nicht vom Vater, sondern von der geistig regsameren Mutter, einer geborenen Volkart, herleitet. Auf eine Anfrage des auswärtigen Sohnes, wie man es zu Hause denn

mit den Wirren von 1847 gehalten habe, antwortet Johannes: «Was den Vater anbetrifft, so freute ihn zwar der Sieg der eidgenössischen Armee, im übrigen aber hielt er sich mehr passiv. Mehr waren die Mutter und ich für die Sache eingenommen...» Das wiederum freute Gottfried: «So wünsche ich's mir. Die Frauen republikanischer Staaten dürfen der Politik nicht fremd sein; denn sie haben ja die besondere herrliche Aufgabe, wackere Bürger in den Kindern zu erziehen.»

Man fühlt sich bei solchen Äusserungen unwillkürlich an Gottfried Kellers Frau Regel Amrain erinnert und bewundert die Frauen von gestern, die sich auch ohne verbrieft Gleichberechtigung als die dominierenden Kräfte innerhalb der Familie verstanden.

Bald einmal musste sich die Schweiz um Neuenburg sorgen. Dieses war gleichzeitig Kanton der Eidgenossenschaft und preussisches Fürstentum und wurde in dieser Zwitterstellung zum Gegenstand eines unschönen Säbelrasseln, als es sich am 2. März 1848 seines aristokratischen Regiments entledigte. Der Bund war daran nicht ganz unbeteiligt gewesen.

Man fürchtete Krieg. In dieser Notlage formulierte Gottfried Nussbaumer einen Wunsch, den man auch der heutigen Führung der Schweiz im Hinblick auf einen falsch verstandenen Internationalismus gerne ins Stammbuch schreiben möchte, nämlich «dass die Schweiz sich mutig, stark, entschlossen zeige in ihrer gegenwärtigen Politik. Billige Forderungen müssen gehört werden, aber jede Anmassung weise man mit Verachtung zurück... Dann wird das schöne Land aufhören, eine Stätte zu sein für die Gaukeleien ausländischer Diplomaten.»

Und Johannes berichtet von der Haltung der auch jetzt wieder vorbildlichen Mutter gegenüber einer möglichen Kriegsgefahr. «Ich freue mich, dass die Mutter auf das sich entfaltende Trauerspiel so gefasst ist. Sie würde wohl das Äusserste wagen.»

In den letzten Briefen Gottfrieds fällt der Vergleich zwischen der deutschen Fremde und der schweizerischen Heimat immer deutlicher zugunsten der letzteren aus.

«Hier, in Preussen, und speziell in Berlin, haben wir ein abscheuliches Regiment, das unter der Larve der konstitutionellen Monarchie Gewaltstreiche begeht, gegen die die willkürlichen Machtansprüche eines sich selbstbewussten Despotismus erbauliche Gesetzlichkeiten sind... Ein Heer von Spionen, Denunzianten, Verleumdern, die selbst bis in Freundeskreise dringen und das vertrauliche Gespräch zum Gegenstand einer öffentlichen Verhandlung machen. – Schweiz! O mein glückliches Vaterland! Wie stolz bin ich auf dich!»

Mit der Herausgabe des Briefwechsels zweier Brüder vor nunmehr 74 Jahren hat der junge Historiker Gottfried Guggenbühl sich selber und auch Küssnacht geehrt. Die Schwester der beiden korrespondierenden Jünglinge heiratete in seinem Grossvater väterlicherseits einen wohlhabenden Weinbauern, dessen statt-

liches Haus, allerdings bis zur Unkenntlichkeit umgebaut, noch heute neben der Bahnhaltestelle im Goldbach steht. Die geistig bewegliche Frau war ihm zwar nicht unbedingt eine sparsame Wirtschafterin, aber eine humorvolle und frohgemute Lebensgefährtin und später auch ihrem Enkel Gottfried in dessen Seminarzeit eine allem Bildungsgut gegenüber aufgeschlossene Betreuerin. Mit ihr kam der Nussbaumergeist in die alte Rebbauerndynastie, die damit als solche freilich ausstarb, da sich die Nachkommen ausschliesslich gelehrten Berufen zuwandten.

Ihr Enkel Guggenbühl hat denn auch das geistige Erbe der Brüder Nussbaumer übernommen. Wie sie richtete er sein ganzes Interesse auf die res publica, der er als Historiker und Verfasser einer grundlegenden «Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft» wie als tatkräftig ins Geschehen eingreifender Politiker reichen Tribut zollte. Sein Wirken wurde nach seinem Tod am 23. Januar 1959 auch in den von ihm mitbegründeten «Küsnachter Jahresblättern» ausgiebig gewürdigt. Zu seinem hundertsten Geburtstag seien nun die von ihm betreuten Briefe als Zeugen einer im Ausdruck eher romantischen, im Kern aber durchaus nüchternen Heimatliebe noch einmal in Erinnerung gerufen. Sie bieten Anlass und Anreiz zur Besinnung auf Werte, die unter glücklichen Umständen Generationen überdauern.

Hans Guggenbühl